Blätter

für

Scherz und Ernst.

Düsseldorf, Sonntag den 1. September 1839.

(Als Zugabe zur Düsseldorfer Zeitung.) № 70.

Die Hand des Herrn.

Erzählung von Charlotte Birch-Pfeifer.

(Fortsetzung.)

Rose sah bittend zu ihm hinüber, als Herr Andreas so sprach, ihre Augen waren einmal wieder so voll Liebe, wie am Hochzeittage, doch sagte sie nicht ein Sterbenswörtchen; die Alte aber kniff die blauen Lippen zusammen, und lachte dann höhnisch: „O wo denkt Ihr denn hin, Herr, der Heinrich Huber gibt Euch eher Weib und Kind, als seinen Staatswagen und seinen Prachtschimmel.“ — Heinrich antwortete nicht, sondern nahm den Holzhändler am Arm, und führte ihn hinaus, ließ sein Wägelchen einspannen, und fuhr mit ihm zum nahen Forst. Dort ward er mit ihm Handelseinig, und führte dann den frohen Mann in der herrlichen Waldung umher, selbst froh, weil er fühlte, daß er Rosen ein Opfer gebracht habe, welches sie gewiß erkennen werde; war sie doch seit langer Zeit wieder lieb mit ihm gewesen. — Und als die beiden Männer nun so rüstig mit einander zwischen den schneebedeckten Bäumen, über den krachenden Boden dahinschritten, als die Sonne, funkelnd im Diamantschimmer der krystallisirten Gezweige, freundlich durch's Holz drang, da ward dem Heinrich zu Sinne, wie in früherer, guter Zeit, und er blieb stehen, vor jeder Eiche und Buche, und seine Lust am Waldleben, seine Kenntniß des Holzbaues, sein Eindringen in die Tiefe der Natur, sprach sich hell und lebendig aus, und Herr Andreas horchte hoch auf, und lauschte verwundert dem klugen Manne, und sagte endlich: „Ei, Heinrich Huber, warum folgt Ihr denn nicht Eurer innersten Natur, warum vergrabt Ihr Euer Pfund, warum überlaßt Ihr nicht Euer Handwerk einem, der nichts ist, als ein Müller, und fangt ein Geschäft an, das Euch bei Eurer Sachkenntniß zum reichen Manne macht? Solche Leute, wie Ihr seyd, können wir brauchen; geht mit mir ins Banat, ich danke Euch mehr, als ich in meinem ganzen Leben abtragen kann, ich will Euch einen Weg öffnen, der —“

Heinrich schüttelte trüb den Kopf, sein froher Muth war mit einem Schlage verschwunden. „Laßt das, lieber Herr,“ sprach er finster, „damit ist's bei mir zu spät, mein Vater war ein Müller, ich habe Weib und Kind, damit ist's nun schon vorbei, und muß beim Alten bleiben; der Friede ist mein Glück, mein Leben, hätte ich nur den, ich wollte gern nur Müller seyn, ja ich wollte selbst dem Walde für alle Zeiten Valet sagen, und keinen Hahn mehr spannen, um ein Reh zu treffen.“

Sie gingen weiter, und verloren sich schweigend im Forst; der redliche Andreas sah betrübt auf den schönen, kräftigen Mann, der so gedrückt schien, aber er ehrte sein Schweigen, und sprach nicht weiter über das, was er dachte.

Als sie heim kamen, und Heinrich zu Rosen sagte: „Frau, willst Du noch einmal fahren in Deiner Staatskutsche, so setze Dich schnell ein, denn morgen ist's des Herrn Andreas Fuhrwerk“ — da faßte sie dankend seine beiden Hände, und konnte vor Schluchzen kein Wort hervorbringen. Die Alte aber fuhr wie ein Pfeil vom Rocken auf, sauste wie die Windsbraut aus der Stube, und schlug die Thüre zu, daß die Fenster klirrten. —

Herr Andreas war längst abgereist, der flüchtige Sonnenblick aus Rosens Augen verschwunden, denn die Base höhnte das arme Weib täglich ob ihrer Schwäche und Verblendung, und so ging im Huber'schen Hause Alles seinen alten Weg, und der kurze Traum von einer bessern Zukunft war in Heinrichs Seele ausgeträumt.

Oeder noch war es als früher, denn er hatte seinen Schimmel nicht mehr, und in der Mühle gab es auch nicht mehr so viel Arbeit als sonst, denn im Winter ruhten die Bauten.

So war denn seine einzige Erholung an Feiertagen die Jagd, doch auch dieser wagte er nur selten mehr sich hinzugeben, denn bei der Heimkehr fand er sein Weib stets in Thränen, und suchte er sie zu besänftigen, so bekam er bittere Vorwürfe, und schnöde Reden von der Base, die da meinte: Es sey eine rechte Liebe für Weib und Kind, die den Mann fort und fort hinaustreibe, dem Wilde nach, indeß sich daheim Katze und Maus um die Herrschaft in Küche und Scheune stritten!

„Laß die Jagd,“ sagte eines Abends Rose, als er mit einem Rudel Feldhuhner heim kam, „was soll ich mit den Leckerbissen, die ich mit bittern Thränen beträufle? Wenn es auch nur eine Geille von mir wäre, Du solltest meiner Angst Dich erbarmen, und Dich für immer des abscheulichen Handwerks abthun.“

Heinrich sah finster vor sich nieder, und kraute dem Nero die Ohren, der mit klugen Augen zu ihm aufsah, als wollte er sagen: Willst Du denn alle Deine Freuden diesen unerbittlichen Weibern hinopfern? — Wie in tiefen Gedanken verloren murmelte endlich der Müller:

„Mein armes Thier, was wird denn mit dir seyn, wenn du leben sollst, ohne Waldeslust und Freiheit; eingeschlossen in der dumpfigen Stubenluft, wirst du stumpf und freudlos, wie dein Herr!“

„Ich weiß wohl,“ rief Rose ergrimmt, „daß Dir das böse Vieh lieber ist, als Dein eigen Fleisch und Blut, mich könntest Du leichter in Gram und Jammer seh'n, als den alten Hund unter dem Ofen; so behalte denn, was Dein Herz erfreut!“

Laut weinend floh sie in die Kammer, und Heinrich saß noch lange an derselben Stelle, schweigend und betrübt, bis die kleine Apollonia zu ihm kam, und auf seine Knie kletterte; Lonchen war sein Liebling, das Kind hatte ein Herz für ihn, obgleich es in Gegenwart der Base nur schüchtern seine Liebkosungen erwiederte; die arme Kleine wagte dem Vater nie zu gestehen, daß sie von der Alten hart gescholten ward, wenn sie zeigte, wie lieb er ihr sey; um so inniger schmiegte sie sich an sein Herz, wenn die Base den Rücken wandte, oder die Mutter ferne war, denn Rose weinte oft bitterlich, weil

sie meinte, die Apollonia liebe den Vater mehr, und habe zu ihr kein Herz. Das gequälte Kind wußte oft nicht, was es in seiner Trübsal beginne. — „Vater!" lispelte die Kleine jetzt, und streichelte ihm die eingefallene Wange, „lieber Vater, sey gut, geh nicht mehr in den Wald, schicke den guten Nero fort, dann wird die Base nicht mehr zanken, und das ganze Haus umwenden, bis Du heim kommst, und die Mutter nicht mehr weinen. Der Nero hat ohnedem schlechte Tage bei uns; denn, bist Du in der Mühle, so tritt ihn hier Jedes mit Füßen, wo er ist, ist er zuviel, das treue Thier, oft, wenn Du draußen bist, geben sie ihm nicht einmal zu essen, und ich muß ihm Fleisch unter der Schürze bringen, daß der arme Hund nicht hungert! Ach! die Base mag ihn gar nicht leiden."

Heinrich hörte dem Kinde mit zornigem Staunen zu, er sagte nichts; aber sein Entschluß war gefaßt. Am andern Tage fuhr er nach der Stadt, nahm den Hund mit sich, und kehrte spät Abends allein zurück. „Wo hast Du den Hund?" fragte Rose, als er schweigend eintrat, und das Thier nicht wie sonst jubelnd an den Kindern aufsprang.

„Ich habe den Nero dem Grafen Ernst geschenkt, den ich auf der Post traf, er reist nach Wien und hat mir sein Wort gegeben, das schöne Thier recht wohl zu halten."

Rose ließ die Arbeit in den Schooß sinken, und sah ihn mit großen Augen an:

„Den Nero, Deinen Liebling, Deinen steten Begleiter, hast Du weggegeben?"

„Du meintest ja, das Thier sey mir lieber, als Weib und Kind, nun wird's Dich nicht mehr stören!" entgegnete der Müller.

„Ach, Heinrich!" stammelte Rose, warf das Strickzeug weit von sich, fiel ihm an den Hals, weinte und herzte ihn, und rief schluchzend: „Dein Herz ist doch gut, mag sie sagen, was sie will, Du liebst mich doch!"

Und der schwergeprüfte Mann schloß sie in die Arme, und weinte auch, aber aus bitterem Kummer, daß er, um eine solche Stunde zu erkaufen, jede lieb gewordene Gewohnheit nach und nach opfern müsse, doch that ihm Rosens Annäherung wohl, und gern gelobte er sich, nun auch den Wald zu meiden; er räumte seine Gewehre in einen Schrank, verschloß diesen wohl, und gab den Schlüssel seinem Weibe.

Nun war Ruhe und Friede im Hause, Rose war freundlich, wie seit Jahren nicht, die Base verschluckte schweigend ihren Grimm, und drei Wochen lang ging Alles still und friedlich, aber sein Leben war farblos und öde geworden.

Es war gegen Ostern zu; auf ungewöhnlich starken Frost war plötzlich Thauwetter eingetreten, der Mühlbach trat aus seinen Ufern, Heinrich saß müßig mit dem Xaver auf der Ofenbank, denn das Hochwasser hatte die Mühle beschädigt, gearbeitet konnte nicht werden, und nun besprachen die Männer dies und das, indeß die Weiber das Rädchen drehten, und die Kinder an dem Boden sich, mit der alten schnurrenden Hauskatze herumbalgten.

Der Regen goß in Strömen, und gewaltige Windstöße rüttelten von Zeit zu Zeit an den klirrenden Scheiben, so daß die Lampe auf dem Tische alle Augenblicke zu erlöschen drohte. — „Der Herr dürfte wohl die Fenster einmal repariren lassen," brummte die Base, indem sie verdrießlich den Docht der Lampe in die Höhe schob.

Heinrich trat zum Fenster, und schob den Riegel fester vor. „Den Fenstern fehlt nichts," sagte er, „man muß sie nur sorgfältig verschließen." Da war's ihm, als hörte er ein mattes Stöhnen vor dem Hause, er horchte hoch auf

„Was gibt's?" fragte Rose.

„Heinrich winkte ihr zu schweigen, und bemühte sich, durch die zunehmende Dunkelheit einen Gegenstand zu unterscheiden, der vor der Thür zu liegen schien; abermals stöhnte es vernehmlich, und nach einer kleinen Weile folgte ein dumpfes Winseln.

„Das ist der Nero!" schrie Heinrich und riß das Fenster auf. „Nero, hollah! Nero!" rief er in die Nacht hinaus, und ein heiseres Bellen antwortete dem Ruf.

„Der Nero, der Nero!" jubelten die Kinder. Heinrich flog hinaus, riß die Hausthür auf, und winselnd schleppte sich das treue Thier zu seinen Füßen, leckte mit glühender Zunge seine Hand, und senkte dann den Kopf, als wollte es hier enden.

Heinrich brachte keinen Laut hervor, er trug den halb todten Hund in die Stube, und legte ihn auf die Ofenbank nieder; das schöne Thier war kaum noch kenntlich; bedeckt mit Schlamm und Gestrüpp, vom Regen triefend, mit blutigen, zerrissenen Füßen, starr vor Kälte, und kaum noch athmend, lag Nero da; von Wien herauf hatte er sich den Weg gesucht zu seinem Herrn, und seine matten Blicke, die er von Zeit zu Zeit auf diesen heftete, schienen zu sagen: „Siehst Du, ich war Dir treu, Dir, der mich verstieß!" Alle standen schweigend um das Thier her, die Kinder streichelten mit sanften Händchen seinen Rücken, es war, als sagte sich Jeder das selbst, es lag etwas Heiliges in dieser Anhänglichkeit des vernunftlosen Wesens, und Heinrich schämte sich der Thräne nicht, die auf Nero's Kopf herabfiel. — Die Base nur sah mit giftigen Blicken nach dem leidenden Thiere hinüber, ohne sich von der Stelle zu rühren, und keifte: „Ei, sieh, nun ist ja wohl Alles gut, die Bestie ist wieder da!"

Heinrich achtete der Herzlosen nicht; Rose selber brachte Wein herbei, um Nero's Wunden zu waschen, man wickelte ihn in warme Tücher, bettete ihn unter den Ofen, und am andern Morgen schon kroch das Thier freudig seinem Herrn entgegen, und leckte ihm Gesicht und Hände, als sich dieser zu ihm neigte und schmeichelnd sprach: „Mein treuer Nero, nun bleibst du bei mir, bis an dein Ende, nun gebe ich dich nicht mehr von mir." —

Heinrich aber sollte sich keines Besitzes ungestört erfreuen, und wäre es auch nur der eines Hundes, so hatte es die Base beschlossen im giftgeschwollnen Herzen; und als Nero anfing zu genesen, als die Hoffnung, er werde die überstandenen Strapatzen nicht überleben, zu schwinden begann, da sah man eines Morgens die Base mit geschäftiger Hand ein leckeres Stück Fleisch für das arme Thier bereiten, das sie ihm mit grinsendem Lächeln vorsetzte: „Friß, mein Hündchen, friß," murmelte sie, ihm die dürre Hand auf den Kopf drückend, „hast gute Zähne, wackerer Nero, trage noch eine hübsche Narbe von dir, versuche einmal, wie dir das bischen Arsenik bekommt." Nero verschlang gierig den duftenden Braten, und als Heinrich zum Mittag von der Mühle kam, lag das Thier und starrte mit gläsernen Augen vor sich hinaus, hörte nicht auf die Stimme seines Herrn, und rückte sich nicht aus der Stelle. Als sich aber Alle zu Tische setzten, sprang der Hund plötzlich mit furchtbarem Geheul vom Boden auf, drehte sich einige Minuten, wie ein Kreisel um sich selbst, schleppte sich dann zu Heinrichs Füßen und — starb.

„Das Thier hat Gift!" schrie Heinrich entsetzt, und Alle sprangen auf, und Aller Augen richteten sich auf die Base. Die aber schlürfte ruhig ihre Suppe und sagte kaltblütig:

„Da hat er wohl von dem Fleische erwischt, das ich den Ratzen in den Keller legte, 's war etwas wenges Arsenik d'ran, warum war das Vieh so genäschig, da hat er's nun!"

„Jungfer Kathrine," rief Xaver, und schlug mit der Faust in den Tisch, daß die Gläser klirrten, „wenn Sie das gethan hat, so weiß ich Eine, der ich alles Ratzengift des Erdbodens in den Leib wünsche, es wäre um die weniger Schade, als um das prächtige Thier da."

(Forts. folgt.)

Kunstbericht aus Paris.

Die Sängerin, die in diesem Augenblick das Publikum der großen Oper in Paris mit einem freudigen

Erstaunen erfüllt, war nicht ursprünglich für die Bühne bestimmt; ihr Beruf, der sich erst unter besondern Umständen zu Tage förderte, ist deshalb um nichts geringer. Cölestine Nathan ist heute etwa 22 bis 23 Jahre alt; sie gehört einer angesehenen und wohlhabenden Familie des Handelsstandes aus Marseille an, und hat eine sorgfältige Erziehung genossen, die ihr in ihrem jetzigen Stande vorzüglich zu statten kommt. Wir haben nicht selten junge Talente mit körperlicher Schönheit ausgestattet gesehen, aber nur wenige brachten gleich vornherein die Zugabe einer Herz und Phantasie bereichernden Elementarbildung mit auf die Bühne, die für sie fortan der Tummelplatz ihrer ganzen Lebensthätigkeit seyn sollte. Mlle. Nathan, die beide Vorzüge vereint besitzt, mag sich ihrer als einer wichtigen Bürgschaft eines dauerhaften Gelingens erfreuen. Wir begrüßen in ihr eine neue Bekräftigung der Thatsache, daß die ächte Kunst und ihre Jünger in unserer aufgeklärten Zeit mehr und mehr jenen ausgezeichneten Rang in der Gesellschaft einnehmen, der ihnen gebührt, und dessen Anerkennung die wohlthätige Folge haben wird, daß die Söhne und Töchter angesehener Familien, ohne jene Scheu, die falsche Vorurtheile früherer Zeiten einflößten, ihrem innern Drange folgen und sich der dramatischen und lyrischen Kunst ebensowohl als jedem andern unverfänglichen Stande widmen können. Neulich erst haben wir Mario de Candia, seiner adeligen Abkunft und seiner bisherigen militärischen Laufbahn ungeachtet, die Bühne der großen Oper betreten sehen. Auch Mlle. Méquillet, die in diesem Augenblick die letzte Weihe ihrer ausgezeichneten musikalischen Bildung unter italischem Himmel erhält, und früh oder spät auf der Pariser Bühne glänzen wird, gehört einer sehr geschätzten und reichen Bankierfamilie von Paris an. Die Kunst, wir wissen es wohl, bedarf an sich des Adels der Geburt und des Reichthums nicht, allein diese äußern Vorzüge, gleichen der kostbaren Fassung des Edelsteins: sie erhöhen, sie verschönern seinen Werth, für dessen Wahrheit sie ein beachtungswürdiges Argument bilden. Mlle. Nathan, wie Mlle. Rachel, mit welcher sie häufig verglichen wird, gehören jenem Glaubensbekenntniß an, das in neuerer Zeit in Deutschland wie in Frankreich in dem Gebiete der Künste und Wissenschaften ausgezeichnete Geister in großer Zahl hervorgebracht hat, das in Deutschland von Mendelssohn bis auf Meyerbeer reich an würdigen Namen ist, und dem unsere aufgeklärte Philosophie bis auf den heutigen Tag nicht allein die politische, sondern an vielen Orten selbst die bürgerliche Gleichstellung versagt! Mit welchem Rechte? Die Leerheit, ja die Armseligkeit der Gründe, die wir dieser Frage entgegenzuhalten versuchen, ist mir nie augenscheinlicher, als wenn ich der Erscheinung und den Leistungen dieser vorzüglich Begabten entgegentrete. Mlle. Nathan ward in der musikalischen Welt von Paris zuerst dadurch bekannt, daß sie in dem Hause des Hrn. v. Rothschild, der von denen, die ihn näher kennen, als ein aufgeklärter und großmüthiger Beschützer des wahren Talents verehrt wird, vor einer zahlreichen Gesellschaft sang und in ihrem Gesang eine eben so schöne vollrönende Stimme als richtiges Gefühl und gute Methode bewährte. Der Direktor der großen Oper war bei diesem Gesange zugegen, und seinen dringenden Vorstellungen ist es wohl hauptsächlich zuzuschreiben, daß Mlle. Nathan die bescheidene Stellung einer vorzüglichen Dilettantin verlassen hat, um sich dem Stachel der öffentlichen Kritik auf dem glänzendsten Theater Europa's preiszugeben. Die Gönnerschaft Rothschilds, zu welcher sich die freundliche Empfehlung Meyerbeers, die Erziehung des ausgezeichneten und in der juristischen Welt berühmten Advokaten am Cassationshofe, Cremieux, ihres Pflegevaters, ferner der Unterricht Duprés' gesellten, konnten der jungen Künstlerin Ermunterung und Muth einflößen, aber nicht die thatsächliche Schwierigkeit beseitigen, mit welcher sie zu kämpfen hatte. Noch war Mad. Stoltz nicht abgetreten, und ihre Vorzüge, waren sie gleich durch feindliche Mängel bisher verdeckt, konnten in der Vergleichung höhere Geltung erhalten. Dazu die Erinnerung an Mlle. Falcon, die vollendete und beklagenswerthe Künstlerin, deren Rollen gerade, bisher in Wahrheit verwaist, durch Mlle. Nathan besetzt werden sollten! Glücklicherweise fand Mlle. Nathan, in den Eigenschaften, die sie von dem Triumph ihrer Vorgängerin zu entfernen schienen, eine sichere Quelle des Sieges. Ihre gewöhnliche Haltung außerhalb der Bühne ist bescheiden und anspruchslos, und vermehrt das Wohlgefällige ihres angenehmen Aeußern; aber unter diese jungfräuliche Hülle verbirgt sich ein warmes und für alles Große begeistertes und empfängliches Gemüth, das in einzelnen Augenblicken sich in ihrem offenen und schönen Auge treffend spiegelt. Das waren auch die Vorzüge der Mlle. Falcon; nur einer so glücklichen Begegnung mochte es verlieben seyn, mit erfolggewissem Muthe den Kampf gegen eine Erinnerung zu beginnen, die Kunstwerth und Unglück doppelt heiligten. Sie haben wohl ganz neuerlichst, bei Gelegenheit der Verurtheilung von Barbés, in den Zeitungen das herrliche Gesuch gelesen, welches Cremieux im Jahr 1832 für den zum Tod verurtheilten Cugny an den König gerichtet. Treffender Ausdruck, Schärfe der Dialektik und edle, warme und erwärmende Sprache des Herzens stellen dieses Gesuch den schönsten Mustern alter Beredsamkeit an die Seite; indem man es liest, fühlt man sich zu dem Verfasser desselben hingezogen; wer so das Unglück Anderer empfinden, sich für dieselben begeistern kann, muß selbst ein edles Gemüth im Busen tragen, unserer Achtung und Liebe würdig seyn. Cremieux ist, wie ich oben angeführt, der Adoptivvater der Mlle. Nathan, und es ist unverkennbar, daß sein Beispiel, seine Gemüthsbeschaffenheit auf den weichen empfänglichen Charakter der jungen Cölestine tiefen Einfluß gehabt haben. Ihr Spiel ist natürlich, die Auffassung ihrer Rolle wahr und sachgemäß, und die Ausbrüche ihrer Leidenschaft zeigen, daß zwischen ihrer Person und der dargestellten Rolle die letzte Scheidewand gefallen; die Verschmelzung, die Sympathie ist vollständig, und der Zuschauer umfaßt willig in gleicher Bewunderung und Liebe die junge Künstlerin und ihre Rolle, vergißt letztere um der erstern willen. So haben wir sie in den Huguenotten gesehen und vom dritten bis fünften Akt ihr Spiel und ihren Gesang beklatscht, im vierten und fünften aber mit unbedingter Aufrichtigkeit bewundert. Ihre Stimme ist eine hohe Sopranstimme, rein und vollrönend, und im Stande, die höchsten Noten mit ungefälschtem Klang anzuschlagen. Dieser natürliche Reichthum, verbunden mit einer Methode, deren letztes Verdienst Dupres gebührt, und einer tadellosen Aussprache sind doppelt schätzbar in einer so leidenschaftlichen Rolle wie jene der Mathilde im vierten und fünften Akt der Huguenotten. Auch war ihr Triumph vollendet; es schien, als ob sie sich durch das Mitspiel ihres Meisters begeisterte und als seine würdige Schülerin um den getheilten Lorbeer ringen wollte. Wir sind nicht ungerecht, wenn wir sagen, daß sie im vierten Akt ihrer großen Vorgängerin gleich gekommen und im fünften Akt durch innige, einfache und gemüthliche Auffassung ihrer Rolle dieselbe sogar übertroffen hat. Dieser Meinung waren mit uns viele Personen, deren Kunsturtheil Geltung hat, und der beste aller Richter, die unbestochene Masse des Publikums. Eine gleiche Meisterschaft hat sie in der schönen Rolle der Rachel, in der Jüdin von Halevy, an den Tag gelegt. Wir können also fortan ihr Auftreten an der großen Oper als eine kostbare Errungenschaft für das kunstliebende Publikum betrachten, und wir wünschen der Oper, dem Publikum und der jungen Künstlerin um so mehr Glück dazu, als dieses Resultat nicht ohne harten Kampf errungen wird. Diese Bemerkung, die nach dem Vorstehenden einen Widerspruch zu enthalten scheint, bedarf einer nähern Erklärung. Das Publikum hat Mlle. Nathan sogleich adoptirt und in ihr eine würdige Nachfolgerin seines sonstigen Lieblings, der Mlle. Falcon, erkannt; der Direktor der Oper hat also, so scheint es, das größte Interesse, sich des neuen Schatzes zu vergewissern. Allein der Direktor der Oper ist nicht überall Herr, den offenkundigsten Interessen einer natürlichen Verwaltung zu folgen. Es bestehen in der „ersten Bühne der civilisirten Welt" zwei Anstalten die man

unter dem Gattungsnamen Claque begreifen kann, die sich durch Platz, Rang und Aeußeres einigermaßen unterscheiden, in der unedlen Art ihres Gewerbes und der Unsauberkeit ihrer Triebfeder aber Hand in Hand gehen. Der eine Theil dieser Erfolgmacher, dieser Ruhmspender und Unsterblichkeitskrämer sitzt im Parterre, unter dem großen Kronleuchter; man nennt seine Truppe **les Romains**, und ihr Chef ist jedermänniglich durch sein stattliches, etwas impertinentes Aussehen und seine Cyklopenhände bekannt. Man kann dieses Gelichter nicht ohne ein Gefühl von Geringschätzung und Widerwillen betrachten, und man entfernt sich von ihnen so viel wie möglich; doch ist es gestattet, sie zu beklagen und mitunter zu entschuldigen, da sie offenbar ohne Gefährde handeln und blos in stupidem Pflichtgefühl gegen ihren Obern Recht und Anstand und Geschmack verletzen. Aber der andere Theil dieser saubern Anstalt sitzt in Seide und sammetgepolsterter Loge des Vorderranges, trägt glacirte weiße Handschuhe und riecht von fern nach Moschus und Musselin. Mustert man diese Rotte leerer Kunstrichter und frecher Wüstlinge durch, die ihre Unanständigkeit für guten Ton und die laut ausgesprochenen Gemeinheiten ihres von Wein trunkenen Genie's als Orakelsprüche betrachtet, so wird man an das Horazische: „**Nos numerus sumus et fructus consumere nati**“ erinnert, und man wiederholt mit Schiller: „Ohne Wahl vertheilt die Gaben, ohne Billigkeit das Glück.“ Diese Leute könnten durch ihre Stellung, durch ihr Vermögen einen wohlthätigen Einfluß auf die Pflege und Unterstützung der Kunst und der Künstler ausüben; statt dessen mißbrauchen sie dieselbe in jeder Art, um ihren bösen Gelüsten und ihrem gröblichen Appetit zu fröhnen, und wo sie auf Hindernisse stoßen, wo von ihnen einer eine Schwierigkeit erfährt, oder mit Verachtung von seinem Beginnen zurückgewiesen wird, erhebt der ganze Schwarm das Feldgeschrei und schwört dem gemeinsamen Feinde den Tod. Wir haben auf diese Weise unbedeutende Sängerinnen auf den Brettern der Oper erhalten und andere von unbezweifelbarem Verdienste verkümmern sehen, weil beides den Herren der **Loge infernale** so gefallen hat, und der Direktor, da sie entweder Aktionäre des Theaters sind, oder ihre Privilegien mit schwerem Golde bezahlen u. s. w., sich ihren verderblichen Anmaßungen nicht entwinden konnte. Nur die, welche mit dem Innern eines so ausgedehnten Hauses, wie die große Oper, genau bekannt sind, können sich eine Vorstellung von dem Aergerniß dieses geschniegelten Unrathes machen. Auch Mlle. Nathan hatte, es sey zu ihrem Lob und zu ihrer Ehre gesagt, das Unglück, diesen löblichen Herren zu mißfallen, aber das Publikum hat sich durch ihre böswillige Cabale nicht abhalten lassen, Gerechtigkeit zu üben, und hat seinen Beifall in dem Maße verdoppelt, als die zarten Hände der Vorloge sich müßig verhielten, oder sich offenbare Beleidigungen und anstößige Redensarten gegen die Künstlerin auf der Bühne erlaubten. Ueberhaupt kann dieser Scandal nicht lange mehr bestehen. Eines schönen Tages, wenn das Maß der öffentlichen Geduld voll ist, mag es geschehen, daß der Unwillen des Parterres sich gegen die privilegirte Loge erhebt wie ein Sturmwind, und sie mit unsanfter Gebärde ermahnt, der Kunst, der Gerechtigkeit und dem großen Publikum die Achtung zu bezeugen, die ihnen jeder Mann von Herz und Gefühl schuldig ist.

Miszellen.

In einem Schreiben aus Gräfenburg vom August liest man: Es dürfte nicht lange dauern, daß alle Welt sich mit kaltem Wasser curirt. Man sieht dies in Gräfenberg. Es sind dort beständig über 1000 Badegäste, fast jeder verläßt Gräfenberg ganz geheilt und Priesnitz wird dabei ein Millionär. Es ist merkwürdig zu sehen, wie die elegante Welt in elenden Baracken auf hölzernen Stühlen sitzt und Gott dankt, durch eine Bretterwand vom lieben Vieh getrennt zu seyn. Die Douche-Bäder sind auf den höchsten Punkten des Berges angebracht, elende Bretterverschläge, wo fünf bis sechs Patienten immerwährend warten, bis der sich Badende sein „Ausziehen“ ruft, wo denn der zuerst Angekommene seinen Bündel Decken, den er hinauf getragen, aufschnürt und nackend, wie bei Erschaffung der Welt, seinen Vordermann ablöset. Für die Damen sind zwei Douchen bestimmt, für Herren sind deren sechs. Im Salon, wo täglich über 400 Personen essen, findet man um die Frühstückszeit Wasser, Milch und Butterbrod, deren sich Jeder nach Belieben bedient. Mittags wird leichte Suppe, Rindfleisch und östreichische Backhähnerl oder andere leichte Speise gegeben nnd Wasser in Masse getrunken. Alle Spirituosa und Bier sind streng verpönt; die Dienerschaft raisonnirt bedeutend, weil sie sich auch mit der schmalen Kost, wie ihre Herrschaft, an einer besondern **table d'hôte**, begnügen muß. Bei Tische gehts munter her, die Gesellschaft ist in steter Bewegung, Priesnitz sitzt mit seinem Sekretär und Bade-Aufseher unten am Tische und gibt sitzend Audienz, macht mit dem Herzog von Nassau (Bruder des verstorbenen Herzogs) und der Fürstin von Anhalt-Köthen so wenig Complimente, wie mit einem Bauernweibe aus der Umgegend, hilft aber Jeden, den er annimmt; die Incurabeln aber weiset er bald ab. In Freiwalde, einem kleinen Städtchen am Fuße des Berges, worauf Gräfenberg liegt, hat ein Thierarzt, Namens Weiß, eine ähnliche Heil-Anstalt errichtet, und nimmt die an, welche P. abweiset, stellt auch mitunter Einige her. Die **haute volée** wohnt größtentheils dort. Das Wasser ist so klar dort und so kalt im heißesten Sommer, wie man es fast nirgends trifft, und wenn man fragt: Woher hat P. seine Kenntnisse? Er hat sie sich vor zwanzig Jahren bei seinen Ochsen, die er mit kaltem Wasser kurirte, gesammelt, und einen so richtigen Blick, daß er Jedem, mit dem er sich fünf Minuten unterhalten, sagt, was ihm fehlt. Er besucht seine Patienten größtentheils im Bade, und hat vor anderen Aerzten den Vortheil, daß er dieselbe alle nackt sieht. Hat einer Verstopfung, so muß er stärker ins kalte Wasser, leidet er an Diarrhöe, so wird er auf dieselbe Weise geheilt. — Kurz Wasser heilt Alles, aber langsam, Manche müssen dreiviertel Jahr baden.

Ein Marine-Beamter von Brest hat einen Plan entworfen, mittelst einer Maschine ein wohlfeiles Transportmittel herzustellen. Er nennt seine Maschine Veloposte. Sie besteht aus einer Kette von Eisendraht, welche beim Abgangspunkte über einen mehr oder minder hohen Pfosten gespannt ist, und von 100 zu 100 Metres auf einem beweglichen Schlagbaum ruht, der so eingerichtet ist, daß er sich beim Wegnehmen von Gegengewichten aufrichtet, und die Kette auf eine mit dem ersten Pfosten gleiche Höhe hebt. An der Kette hängt der Wagen für die Reisenden. Wenn man sich nun vorstellt, daß die ersten Schlagbäume oder Hebel niedergehalten sind, so bildet natürlich die Kette vermöge ihrer natürlichen Schwere von dem Pfosten an, über den sie gezogen ist, eine Krümmung, etwa wie die Kette einer hängenden Brücke von der Säule an, über die sie gespannt ist, und der Wagen mit den Reisenden hat keine Schwierigkeit, darüber herabzugleiten; wenn er nun an dem untersten Theile dieses Segments eines Cirkels angekommen ist, würde er stillstehen, aber da der Schlagbaum so eingerichtet ist, daß in diesem Augenblick sein Gegengewicht herabgestoßen wird, so richtet er sich auf und hebt die Kette unmittelbar hinter dem Wagen wieder auf ihre ursprüngliche Höhe herauf; diese bildet daher ein neues Cirkel-Segment, der Wagen gleitet fort bis an einen neuen Schlagbaum, wo sich dasselbe Mannöver wiederholt und so fort bis ans Ende der Bahn. Die bewegende Kraft besteht daher in der schiefen Bahn, und die Maschinerie ist bestimmt, diese immer wieder herzustellen und das Gewicht durch eine Succession von kleinen schiefen Bahnen fortzuschaffen. Der Erfinder hat den Plan in Brest in der Länge einer Viertelmeile ausgeführt, und ist jetzt im Begriffe im Champ de Mars einen neuen Versuch zu machen, von dem er hofft, daß er zur Bildung einer Gesellschaft zur Ausführung einer großen Bahn führen könne. Man hat Mühe, sich zu denken, daß es im Großen gelinge.